

Michael Schneider

Grundkurs Geistliches Leben VIII:

Geistliche Begleitung

(Radio Horeb am 12. August 2025)

Was unser Leben, auch das im Glauben, bestimmt, ist nicht zuletzt auch unsere Umwelt bzw. die Art und Weise, wie wir nämlich leben und unser Leben ordnen. Wir haben nach einer geistlichen Lebenskultur zu suchen, die sich aus dem Grundverständnis unseres Glaubens wie auch unseres geistlichen Lebens ergibt. Dabei gilt: Alles im Leben des Glaubens ist »relativ«, es bleibt »Mittel«, ohne jemals »Ziel« unseres Lebens werden zu können. Um im Leben alles auf sein letztes Ziel hin auszurichten, wird sich im inneren Zusammenklang von Psyche und Physis das »Geistliche« bis in die alltäglichen Grundvollzüge hin zu »inkarnieren« haben, also bis ins Leibliche hinein (was übrigens auch umgekehrt gilt). Darin liegt die Bedeutung von Askese, Fasten, Buße etc. (gemäß dem theologischen Grundsatz: Der Leib ist das Ende der Wege Gottes ...).

Die rechte Ordnung des Alltags in allen Bereichen und Dimensionen, welche die Voraussetzung einer geistlichen Lebensordnung ist, muß bei der ihr entsprechenden Bereitung des Leibes beginnen, die sich wiederum konkretisieren wird in der treuen Einübung und immer neuen Wiederholung der uns wichtigen und lebensnotwendigen Vollzüge, die uns in die eigene Tiefe und zur inneren Ordnung gelangen lassen. In unserem Alltag haben wir ja viele Vollzüge, die sich Tag für Tag wiederholen; die Kunst einer geistlichen Lebenskultur besteht nun darin, diese alltäglich sich wiederholenden Vollzüge auf eine immer bewußtere und intensivere Weise zu vollziehen - gleichsam wie ein Exerzitium. Wer in seinem Leben Christus nachfolgen will, hat nicht nur innerlich richtig zu leben, sondern auch im äußeren Umgang mit der Welt auf rechte Weise gegenwärtig zu sein. Hierzu bedarf es in der Tat der »Exerzitien im Alltag«, die den einzelnen dazu befähigen, gläubig den Tag zu beginnen, gläubig die Zeitung zu lesen, gläubig die Mahlzeiten einzunehmen und gläubig die anstehende Arbeit durchzuführen. Auf diese Weise lernt der Beter, das innere Ausmaß der eigenen Lebensgeschichte zu entdecken und jede oberflächliche Halbherzigkeit abzulegen.

Für die geistliche Begleitung ergibt sich aus all dem ein wichtiger Hinweis: Der geistliche Begleiter muß die psychologischen Gegebenheiten der menschlichen Natur berücksichtigen, insbesondere die des Leibes. Zeit und Lebensrhythmus eines Menschen spielen bei der Gestaltung des geistlichen Lebens eine besondere Rolle (Morgen oder Abend, Krise der Lebensmitte, etc.): Der Mut, »Nein« zu sagen, ein gesunder Rhythmus in der Arbeit und Freizeit, das Einhalten des Feierabends und eine kreative Gestaltung der Freizeit, die Förderung des Ichbewußtseins, die Verarbeitung von Enttäuschungen und vieles andere mehr machen es möglich, daß sich einer in seiner Haut wohlfühlt. Doch geht es hierbei um kein bloß »gutes Gefühl«, sondern um die Bewährung und Vertiefung dessen, was uns mit der Taufe geschenkt ist, nämlich ein neues Leben.

Durch die Taufe hat der Christ das neue Leben in Gott empfangen; dennoch kann er wieder in neue Abhängigkeiten gelangen, die dieses neue Leben verdecken. Ferner steht jeder auf seinem ihm eigenen Weg zu Gott vor der Schwierigkeit, daß er zum einen das ganze Christentum zu verwirklichen hat, andererseits aber nur eine der vielen Möglichkeiten ergreifen kann. Er hat sich zu fragen, was er angesichts der vielen Wahlmöglichkeiten, die sich ihm auftun, das wählt, was Gott von ihm will.

Hier wird die geistliche Begleitung eine unersetzliche Hilfe sein, damit der einzelne offen bleibt für den Ruf Gottes und auf dem Weg der Nachfolge nicht in die Irre geht. Der geistliche Begleiter muß sein Wissen und seine Erfahrung so in den Dienst des anderen stellen, daß er in seinem Dasein den Weg zu Jesus findet. Hier gehören seelisches, psychologisches Einfühlungsvermögen wie auch geistliches Gespür für die Haltung des anderen vor Gott zusammen. Was am anderen »dem Fleisch nach« verstanden wird, muß erweitert und vertieft werden zu einem Verstehen »dem Geist nach« (2 Kor 5,16), wie Ignatius in seinem Exerzitienbüchlein sagt: »Jene geistlichen Übungen vorlegen, die dem Bedürfnis einer derartig bewegten Seele angepaßt und angeglichen sind.«

Wer in die geistliche Begleitung eintritt, für den ist auch jene innere Haltung bestimmend, die Ignatius von Loyola Gelassenheit und Gleichmut (»Indifferenz«) nennt (wobei auffällig ist, daß Ignatius in seinem Exerzitienbuch nicht das Substantiv, sondern die Verbform gewählt hat: Indifferenz ist kein einmal erreichter Zustand, sondern muß immer neu eingeübt werden: man hat »sich indifferent zu machen«). In der Indifferenz geht es um die Fähigkeit, »gleichmütig« zu werden, wo dies im Hinblick auf Gottes Willen, der letztlich einzig bestimmend ist, nötig wird, und sich immer neu von ihm bewegen zu lassen, verfügbar zu sein. Aber wer könnte schon sagen, er habe gar keine vorgefaßten Pläne oder Wünsche? Nur zu schnell sind »Dinge«, welche Weg sein sollen, mehr oder weniger schon selbst zum Ziel geworden. Das je neue Übersteigen der Dinge auf Gott hin und das vorläufige Offensein bedeuten Unsicherheit gegenüber allem, was man festgelegt sehen möchte, um nur ja sicher zu sein, um zu wissen, wo man dran ist ... Eine geistliche Begleitung kann entscheidender Dienst sein, um diese Offenheit für Gottes Willen zu behalten und in der Unmittelbarkeit zu Gott zu leben.

1. Unmittelbarkeit zu Gott

Wesentlich für die geistliche Begleitung ist der Wechsel von Gebet und Gespräch. Der einzelne ist ja zutiefst hineingenommen in die Begegnung mit Jesus, zu der der geistliche Begleiter einzig und allein hinführen will. Im Exerzitienbüchlein des Ignatius heißt es hierzu: »... innerhalb solcher geistlicher Übungen ist es beim Suchen des göttlichen Willens mehr angemessen und viel besser, daß der Schöpfer und Herr selber Sich Seiner Ihm hingeebenen Seele mitteile, sie zu Seiner Liebe und Seinem Lobpreis entflamme und sie zu dem Weg bereit mache, auf dem sie Ihm künftig dienen kann. Auf diese Weise soll derjenige, der die Übungen vorlegt, weder zu der einen noch zu der anderen Seite sich wenden und hinneigen, sondern mehr wie eine Waage in der Mitte stehend, unmittelbar den Schöpfer mit Seinem Geschöpf und das Geschöpf mit seinem Schöpfer und Herrn wirken lassen.«

Geistliche Begleitung ist unter das Wort von Mt 23,8-10 genommen: »Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Ihr sollt niemand euren Vater heißen auf Erden; denn einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Und ihr sollt euch nicht Lehrer nennen lassen; denn einer ist euer Lehrer, Christus.« Nur im abgeleiteten, bezogenen Sinn ist geistliche Begleitung möglich, eher indirekt als direkt, eher als Wegweisung denn als Leitung. Somit ist die geistliche Begleitung weniger eine Technik; sie ist vielmehr ein Dienst, ein brüderlicher Dienst. Ein solcher Dienst ist unersetzlich, denn unser Leben bedarf der Hilfe bei der Deutung durch einen anderen. Weil manches hinter Masken und Rollen verborgen ist, gibt es keine Ich-Begegnung ohne

qualifizierte Du-Begegnung: »Christus im Bruder erkennt oft mehr als Christus im eigenen Herzen« (D. Bonhoeffer). Sich der eigenen Wahrheit zu stellen und in Frage gestellt zu werden, das tut meist sehr weh und ist nicht immer leicht zu verkraften; doch Jesu Verheißung lautet auch hier: Die Wahrheit wird euch zur Freiheit führen.

2. Mehr als ein Freund

Unter allen menschlichen Beziehungen ist die aus der geistlichen Begleitung erwachsende sicherlich eine der höchsten überhaupt. Bestimmend und bedeutsam für sie ist nicht die Quantität, sondern die Qualität der Beziehung. Häufigkeit der Kontakte, Anzahl der Briefe und Gespräche sind hier nicht maßgebend.

Wie sehr die Qualität der Begegnung für die geistliche Begleitung maßgebend ist, dies wurde durch die Zeiten vielfach schon dargelegt und beschrieben. Im Buddhistischen nennt man den Begleiter den »schönen Freund«. Die Griechen schufen den Begriff »kalogeros - schöner Greis«. Bei den alten Kelten gilt der geistliche Begleiter als »Ananchara - Freund meiner Seele«, für Dante ist er (er meint Vergil) »mehr als ein Vater«, und für Kierkegaard ist er sogar »mehr als ein Freund«.

Den brüderlichen, sogar freundschaftlichen Dienst im Begleitungsgespräch veranschaulicht eine chassidische Erzählung auf folgende Weise: Von einem Rabbi wird berichtet, daß jeder, der mit ihm spricht, sich bekehrt. Er wird gefragt, wie dies zu erklären sei, und gibt zur Antwort: »An jeden, mit dem ich spreche, binde ich mich an und steige mit ihm in die Tiefe (seiner Schuld). Dann kehre ich mich zu Gott - und sogleich bekehrt sich auch der andere; denn er ist ja an mich angebunden.« Was Christus im Werk seiner Entäußerung und Erniedrigung getan hat, das ist auch vom geistlichen Begleiter als Dienst zu verrichten.

Geistliche Begleitung setzt keine Freundschaft voraus, wohl aber Liebe und Wohlwollen. Während in der Freundschaft direkter Umgang und Gegenseitigkeit gesucht werden, man gerne beieinander ist, dauerhafte Kontakte pflegt und regelmäßig miteinander umgeht, Zeiten und Orte, Erfahrungen und Einsichten austauscht, ist die geistliche Begleitung demgegenüber offener und weiter; sie setzt nicht unmittelbar Sympathie und regelmäßige Zeiten der Begegnung voraus.

3. Dienst im Glauben

Die geistliche Begleitung ist nicht so sehr ein freundschaftlicher Dienst, sondern ein Dienst im Heiligen Geist, der die eigentliche Mitte geistlicher Begleitung ist und das Verhältnis zwischen Begleiter und Begleitetem der Beziehung zu Christus unterordnet. Der Nähe zu Christus kann hier menschliche Nähe sogar entgegenstehen, so daß durch sie Seelsorge und geistliche Begleitung unter Familienangehörigen oft erschwert wird, da vermutlich ansonsten eine zu starke affektive Unabhängigkeit gefordert wäre.

Die geistliche Begleitung hat eine »geistliche Mitte«, nämlich das Wirken des Heiligen Geistes und die Nähe zu Christus. Doch sind vom geistlichen Begleiter auch menschliche Fähigkeiten verlangt, die zum Gelingen der Begleitung unerlässlich sind. Teresa von Avila weist darauf hin, wenn sie die Vorzugswahl trifft: Bei der Entscheidung zwischen einem frommen, aber nicht sehr klugen, und

einem klugen, aber nicht sehr frommen Beichtvater, ist der kluge dem frommen vorzuziehen. Der Grund für diese Entscheidung ist einleuchtend, denn in der geistlichen Begleitung sucht Teresa nicht allein die persönliche Spiritualität und geistliche Tiefe ihres Begleiters, sondern die Erfahrung und den Reichtum der kirchlichen Tradition, die vom Theologen vertreten wurde.

Damit ist die Frage nach der Sachkompetenz des Begleiters gestellt. Sollte er z. B. verheiratet sein, wenn er Verheiratete führen will, und selbst Kinder haben, wenn er Eltern geistlich begleiten soll? All dies und anderes mehr wird an Sachkompetenz nicht unbedingt erforderlich sein. Dies aus dem einzigen Grund, weil kein Begleiter den anderen nach seinem »Bild und Gleichnis« führen wird; er wird ihm vielmehr Hilfe dafür anbieten, daß der um Rat Fragende sich in seinen eigenen Erfahrungen zurechtfinden kann. Nicht die Erfahrungen des Begleiters sind letztlich maßgebend, sondern die Erfahrungen des Begleiteten.

Der geistliche Begleiter sollte nicht einmal zu etwas raten, worin er selbst Erfahrungen hat. Ratschläge machen den anderen eher abhängig und lassen ihn gerade nicht sich selbst erfahren und finden.

So ist es Aufgabe des Begleiters, den anderen in Kontakt mit dessen eigener Erfahrung zu bringen, ihn für Weisungen des Geistes zu öffnen, ihm zu eigenem Urteil und zu eigener Entscheidung zu verhelfen. Sigmund Freud konnte den Abstand wahren, da er an die heilenden Kräfte der menschlichen Seele glaubte; wieviel leichter sollte es einem Begleiter fallen, der an die heilenden Auswirkungen des unmittelbaren Kontaktes mit Gott glaubt! Zu einer klaren Haltung kann die Mahnung S. Freuds an seine Schüler führen:

»Ich kann den Kollegen nicht dringend genug empfehlen, sich während der psychoanalytischen Behandlung den Chirurgen zum Vorbild zu nehmen, der alle seine Affekte und selbst sein menschliches Mitleid beiseitedrängt und seinen geistigen Kräften ein einziges Ziel setzt: die Operation so kunstgerecht als möglich zu vollziehen [...]. Die Rechtfertigung dieser vom Analytiker zu fordernden Gefühlskälte liegt darin, daß sie für beide Teile die vorteilhaftesten Bedingungen schafft, für den Arzt wünschenswerte Schonung seines eigenen Affektlebens, für den Kranken das größte Ausmaß von Hilfeleistung, das uns heute möglich ist. Ein alter Chirurg hatte zu seinem Wahlspruch die Worte genommen: je le pensai, Dieu le guérit. Mit etwas Ähnlichem sollte der Analytiker sich zufriedenstellen.«

Aufgabe des Begleiters ist es, Hilfestellung zu geben, damit der Geführte, dem der Dienst gilt, »hörend« wird auf die Führung des Heiligen Geistes. Er sollte ihm zum Beispiel Leitbilder (z.B. Heilige) anbieten, daß er seinen eigenen Weg finden kann; er möge phantasievoll ein Spektrum von Möglichkeiten eröffnen, unter denen der andere eine Formgebung finden kann, die der eigenen Gestalt entspricht oder wenigstens die ihr nahekommt; er sollte das kritische Bewußtsein stärken und schärfen für Einflüsse, die nicht ganz in dem Anruf Gottes aufgehen. Solches verlangt ein besonderes Feingefühl: Der Begleiter muß »zwischen den Zeilen lesen« können, um das Unausgesprochene zu hören oder das Sich-Verbergende zu sehen bzw. Was der einen Rat Suchende vielleicht noch gar nicht anzusprechen vermag.

Martin Buber gibt hierfür ein schönes Beispiel. In seiner ersten Lebenshälfte war er gelegentlich von einer großen religiösen Begeisterung ergriffen. An einem Morgen überkam ihn ein solch religiöses Erleben. Im Verlauf des Vormittags hatte er aber einen ratsuchenden jungen Mann zu empfangen. Martin Buber sagt, daß er mit ihm entgegenkommend und aufmerksam gesprochen habe, wie er das im Umgang mit Menschen zu tun pflegte. Er »unterließ nur, die Fragen zu erraten«, die »der

andere nicht stellte«. Einige Zeit später wurde Martin Buber mitgeteilt, sein junger Besucher sei voller Verzweiflung gewesen, habe aber nicht die Worte gefunden, sich auszusprechen. Inzwischen war er im Krieg gefallen. Das löste bei Buber eine Veränderung aus. Er spürte nicht mehr religiöser Begeisterung nach, sondern blieb gegenwärtig und offen für den Anspruch seines Alltags: »Wenn das Religion ist, so ist sie einfach alles, das schlicht gelebte Alles [...]. Du mit diesem deinem sterblichen Stück Leben bist gemeint, dieser Augenblick ist davon nicht herausgenommen...« Gegenwärtigkeit und Offenheit für den Anspruch des Augenblicks, das wird wesentlich und bereichernd beitragen zum Gelingen eines geistlichen Gesprächs.

4. Kriterien

Wie ist ein solches geistliches Gespräch zu führen? Damit in der geistlichen Begleitung eine Begegnung möglich wird, sind Ehrlichkeit und Lebenswahrhaftigkeit vorausgesetzt. Im Gespräch zwischen Begleiter und Begleitetem ist keine fromme Ideologie gefragt, auch keine Bestandsaufnahme von Erfolg oder Mißerfolg, nicht einmal das Erreichen eines bestimmten Zieles bzw. gefaßten Vorsatzes. Einzig entscheidend und wesentlich für ein geistliches Gespräch ist, daß der Lebensprozeß des einzelnen zur Sprache gebracht und von Gott her gedeutet wird - und hier gibt es ja kein Ziel! Folgende Kriterien sind hierbei ausschlaggebend:

Suche nach Gott: Die Regel Benedikts nennt die schon angeführten Grundfragen, die der Novizenmeister stellen soll, nämlich ob der Novize »wahrhaft Gott sucht« (si vere Deum quaerit) und ob er »den wahren Gott sucht« (si verum Deum quaerit). Die Suche nach Gott ist also entscheidend für das geistliche Gespräch; sie bleibt der einzige Gegenstand, der in der Begegnung der geistlichen Begleitung von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Offenheit: Wenn der Begleitete sich bei dem Gedanken entdeckt: »Wenn das oder das herauskommt, wie wird der Begleiter dann von mir denken?«, dann soll er dies als Zeichen dafür ansehen, vielleicht den Begleiter besser zu wechseln. Mangelnde Offenheit und Verdeckungsmaßnahmen führen das geistliche Gespräch ad absurdum, »man macht sich was vor«. Die Offenheit bleibt deshalb konstitutiv für das geistliche Gespräch, weil nur sie es ermöglicht, rechtzeitig Prozesse des eigenen Lebens anzugehen: Wenn Dinge zu lange hinausgeschoben werden, können sie einen überfallen und bedecken - wie eine anfangs kleine Falte des Teppichs immer weitergeschoben wird, bis die Falte so groß geworden ist, daß sie alles unter sich bedecken kann.

Fordern: »Tua res agitur! - Um deine eigene Sache geht es!« Der Begleiter soll nicht »geschont« werden, sondern darf mit den Fragen und Nöten des Begleiteten belastet werden.

Docilitas: Wer ein Gespräch oder einen Rat sucht, soll sich auch etwas »sagen« lassen. Dies meint nicht, daß er in allem blind gehorchen soll; doch eine Führung durch den Begleiter muß bereitwillig akzeptiert werden.

Freiheit: Der Begleitete besitzt in der Begleitung eine letzte und unveräußerbare Freiheit, die er nicht durch falsche Anhänglichkeit an den Begleiter preisgeben soll. Er darf wählerisch sein (so wissen wir auch von Heiligen, daß sie ggf. ihre Beichtväter gewechselt haben).

An die Freiheit des Begleiteten erinnert Ignatius von Loyola in seinen Geistlichen Übungen, wenn er den Rat gibt, daß »der, der die geistlichen Übungen gibt« (den »Meister« kennt Ignatius nicht), sich nicht einmische in die inneren Bewegungen und Motivationen des Exerzitanten: »Denn wie-

wohl wir außerhalb der Übungen erlaubter- und verdienstlicher Weise alle diejenigen, die wahrscheinlich die Fähigkeit haben, dazu bewegen [...], Ordensleben und jede Weise evangelischer Vollkommenheit zu erwählen, so ist es doch in diesen geistlichen Übungen beim Suchen des göttlichen Willens angebracht und viel besser, daß der Schöpfer und Herr selbst sich seiner frommen Seele mitteilt.«

Der *Führung des Heiligen Geistes* kommt in der geistlichen Begleitung unwidersprochen die erste und eigentliche Rolle zu. Der Begleiter kann zwar zeigen, wie die Stimme Gottes vernommen und deutlich verstanden werden soll, doch darf er dabei diese Stimme nicht selber übertönen. Diese Weisung geben vor allem die Starzen im christlichen Osten. Sie findet sich auch im Leben vieler Heiliger, die den Weg ihrer Heiligkeit und Nachfolge ohne einen »Meister« gefunden haben, wie z. B. Benedikt von Nursia, Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Ignatius von Loyola, Franz von Sales, Therese von Lisieux u. a. m.

Desto mehr einer im geistlichen Leben voranschreitet, soll - wie Ignatius meint - der Geist selbst die Führung übernehmen. Aus dem Führer und Meister wird dann ein Begleiter, der dem Begleiteten hilft, auf die Stimmen im eigenen Innern zu hören und zu lauschen. Hier wird deutlich, worin die eigentliche Aufgabe geistlicher Begleitung besteht: sie soll konfrontieren, aber mehr noch inspirieren!

In einer Zeit, wo viele andere um Rat und Hilfe bitten, fragt man sich, ob sie nicht deshalb so ratlos geworden sind, weil sie den *Kontakt zu ihrem innersten Ich* verloren haben. Von dem Gespür und dem Hören auf die Stimmen im eigenen Innern kann kein Begleiter einen anderen befreien, er kann nur immer neu auf sie hinweisen, wie ein Brief von R. M. Rilke an einen jungen Dichter zeigt: »Sie fragen, ob Ihre Verse gut sind. Sie fragen mich. Sie haben vorher andere gefragt. Sie senden sie an Zeitschriften. Sie vergleichen sie mit anderen Gedichten, und Sie beunruhigen sich, wenn gewisse Redaktionen Ihre Versuche ablehnen. Nun [...] bitte ich Sie, das alles aufzugeben. Sie sehen nach außen, und das vor allem dürften Sie jetzt nicht tun. Niemand kann Ihnen raten und helfen, niemand. Es gibt nur ein einziges Mittel. Gehen Sie in sich. Erforschen Sie den Grund, der Sie schreiben heißt; prüfen Sie, ob er in der tiefsten Stelle Ihres Herzens seine Wurzeln ausstreckt...«

5. Geistliche Vaterschaft

Die geistliche Begleitung ist nur zu verstehen vom Wesen der geistlichen Vaterschaft her, denn darum geht es ja, daß wir einen anderen in der geistlichen Begleitung für ein Leben mit Gott bereiten, ihn gleichsam »zeugen«. Doch dies ist gar nicht leicht, denn es setzt voraus, daß wir dies tun durch das, was wir sind. Um ein geistiger Vater zu sein, muß man seine eigenen Probleme gelöst haben, man muß einen eigenen Weg gegangen sein, der vermutlich nicht ganz der ist, den der andere zu gehen hat, der aber vielleicht in eine ähnliche Richtung geht, die der andere für sich finden will. Der geistige Vater sucht keine »Jünger«. Er ist ein geistiger Vater durch das, was er ist; ohne es zu wissen, sein Dienst ist wie der eines Sämanns. Man wird nicht geistiger Vater, wenn und wann man es will, und auch nicht für jeden beliebigen. Geistliche Vaterschaft entsteht zwischen zwei Menschen, die eigentlich längst schon füreinander vorbereitet sind. Es handelt sich hier also um mehr als eine bloße Gesprächsführung.

Nichts teilt sich bei einem anderem mit, wenn nicht bei ihm eine unbewußte Bereitschaft besteht, zu empfangen und sich selbst erkennen zu wollen. Diese geistige Voraussetzung, die nicht jedem beliebigen mitteilbar ist, ist die Frucht des geistigen Lebens dessen, der diese Vaterschaft ausübt, nicht das Resultat eines vorher gefaßten Planes oder Vorhabens. Man bemüht sich um ein geistiges Leben um seiner selbst willen, denn es ist die Vollendung des Menschen. Demnach bleiben die bloß katechetischen und pastoralen Bestrebungen zuweilen auf der oberflächlichen Ebene einer kirchlichen Gesellschaft, sie erreichen nicht jene innere Gemeinschaft, die durch eine geistige Sohn- und Vaterschaft entsteht.

Alle jene, die durch ihre geistliche Weisung andere für das Leben mit Gott »gezeugt« haben, werden in der christlichen Glaubensüberlieferung schon von Anfang an als »Vater« bzw. »Mutter« bezeichnet. Die geistliche Vaterschaft ist eine ganz besondere und eigene Art von »Freundschaft« unter Glaubenden. Auch wenn sie nicht unmittelbar eine Freundschaft darstellt, ist sie ihr im Wesen doch sehr verwandt, denn sie beruht auf einer ganz innigen und einzigartigen Begegnung von Glaubenden.

Die Bezeichnungen »Vater« und »Sohn« sind nicht abhängig vom Alter der Betreffenden, sondern wollen die *Beziehung* der beiden Menschen zueinander ausdrücken; deshalb gibt es auch geistliche »Mütter« und »Töchter«. Wie Christus uns für das göttliche Leben gezeugt hat, so gibt der geistliche Vater seinem »Sohn« das geistliche Leben weiter, auf daß er in das Heilswerk Christi eintritt. Durch sein eigenes Leben im Glauben verkörpert der geistliche Vater sichtbar und erfahrbare, was der ihm Anvertraute werden will, und führt ihn so in die Begegnung mit Gott, den einzig wahren »Abba, Vater«. So wird auf dem Weg der geistlichen Vaterschaft die Vaterschaft Gottes erfahrbare. Die jeweiligen Bezeichnungen »Kirchenvater, Altvater, Wüstenvater, Mönchsvater« sind nicht naheliegend. Im Neuen Testament wird das Wort »Abba« ausschließlich in der Anrede Gottes gebraucht, nie aber für einen Menschen: Der Glaubende soll keinen anderen als seinen »Vater« bezeichnen, wohl aber in der Kraft des Geistes, der die Gabe der Kindschaft schenkt, Gott selbst als seinen »Vater« anrufen. In Mt 23,8 heißt es in dem schon zitierten Wort des Herrn: »Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, denn nur einer ist euer Meister: Christus. Ihr alle aber seid Brüder. Laßt euch nicht Vater nennen, denn einer ist euer Vater, der im Himmel.« Nicht anders erklärt es Irenäus (gest. 202): »Der Vater des Menschengeschlechts ist das Wort Gottes.«

Das neue Verständnis der geistlichen Vaterschaft entspricht insofern dem biblischen, als es um eine Vaterschaft *im Glauben* geht. Aufgrund der »Zeugung in Jesus Christus« durch das Evangelium versteht sich der Apostel als der »Vater« (1 Kor 4,15) seiner »geliebten Kinder« (1 Kor 4,14); er erleidet »Geburtsschmerzen« für seine Kinder, bis Christus in ihnen Gestalt gewinnt (Gal 4,19). Timotheus und Titus sind für ihn nicht nur Mitarbeiter, sondern »echte Söhne im Glauben« (1 Tim 1,2.18; 2 Tim 2,1; 1 Kor 4,17; Tit 1,4). Deshalb läßt sich sagen: Die Frohbotschaft Christi verkünden, d. h. Leben im Glauben mitteilen, ist gleichbedeutend mit »Vater« sein. Der Sinn der geistlichen Vaterschaft ist demnach die Zeugung im Glauben wie auch die Weitergabe des neuen und wahren Lebens im Glauben. Der geistliche Vater führt den ihm anvertrauten Menschen zur Vollgestalt seines Lebens, das nur in Gott zu finden ist.

Jede Vaterschaft im Glauben leitet sich ab von der Vaterschaft Gottes. Gott allein ist »Vater«, nämlich seines geliebten Sohnes. Wie Gott nicht erst Vater geworden ist, sondern es schon von Anfang an ist, so auch der Sohn, der Einziggeborene. Der Menschensohn darf selbst insofern als »Vater« bezeichnet werden, als er uns in der Taufe zum neuen Leben gezeugt hat. Wer bean-

spricht, im Leben des Glaubens »Vater« eines anderen zu sein, ist es einzig als »Sohn im Sohne«, der sein »Vater« ist, denn dieser hat den geistlichen Vater für das neue Leben in Gott gezeugt. Der geistliche Vater steht nicht für sich, sondern dient der Berufung der anderen. In diesem Dienst erweist er sich als Sohn des »Vaters« Christus, der in seiner Menschwerdung zum Bruder und Vater aller Menschen geworden ist. So begegnet der Glaubende in der konkreten Gestalt des geistlichen Vaters auch Christus, und die Liebe zu Christus findet ihren konkreten Ausdruck in der Liebe zum geistlichen Vater, vor allem aber in der Offenheit gegenüber dem geistlichen Vater. Der geistliche Vater muß nicht auch der Beichtvater sein; wohl aber muß er aus dem Heiligen Geist leben. Denn erst in der eigenen inneren Begegnung mit Gott wird er zu einem geistlichen Vater. Darin liegt die unersetzliche Bedeutung der geistlichen Vaterschaft, denn die Kirche kann auf dieses Zeugnis eines Lebens aus dem Heiligen Geist nie verzichten; sie würde in Routine erstarren, sobald sie nicht mehr unter der Führung des Heiligen Geistes steht. So bedarf es des geistlichen Vaters, damit das geistliche Leben in der Kirche lebendig bleibt.

Die geistliche Vaterschaft ist kein institutionelles Amt, sondern gründet in einem Charisma. Diese Geistesgabe ist an kein Geschlecht und auch nicht an ein bestimmtes Lebensalter gebunden. Die »Autorität« des geistlichen Vaters liegt keineswegs in einer äußeren Kompetenz und Fertigkeit, sondern darin, daß ein Mensch sich als *Vater* im Glauben erweist, weil er andere für das Leben in Gott »zeugt«. Dies geschieht nicht mit äußeren Gaben und erworbenen Fähigkeiten (im Rahmen einer Institution oder Beauftragung), vielmehr gründet die »Kompetenz« des geistlichen Vaters einzig darin, daß er sich von innen her täglich dem Herrn angleicht und in ihm lebt.

Aufgrund dieser »Kompetenz« erweist sich der geistliche Vater als ein *Arzt*. In diesem Dienst nimmt er die Stellung ein, welche die Tradition den Schutzengeln zuspricht. Ausgeübt wird dieser Dienst in Ehrfurcht vor Gott und dem Nächsten, voller Achtung vor der Erfahrung und dem Erfassen des Nächsten, vor allem vor seinem eigenen Weg des Reifens und Wachsens vor Gott. Die wichtigste Tugend des geistlichen Vaters ist die Geduld und Sanftmut, denn voller Liebe läßt er dem anderen Raum, er selbst zu werden. Ohne ihn zu überfordern, darf dieser er selbst sein - mit seinen eigenen Wünschen, Vorstellungen und Sehnsüchten, aber auch mit seinen Grenzen und Schwachheiten; er darf sich sehen und zeigen, wie er ist, und erfährt sich gerade darin als angenommen. Die Tugend der Sanftmut veranschaulicht Evagrius an der Gestalt des Mose, von dem er sagt: »Sage mir doch, warum hat die Schrift, als sie Moses preisen wollte, alle Wunderzeichen beiseite gelassen und einzig der Sanftmut gedacht? Denn sie sagt nicht, daß Moses Ägypten mit den zwölf Plagen züchtigte und das werthe Volk aus ihm herausführte. Und sie sagt nicht, daß Moses als erster von Gott das Gesetz empfing und daß er die Einsichten der vergangenen Welten erlangte. Und sie sagt nicht, daß er mit dem Stab das Schilfmeer teilte und dem dürstenden Volk aus dem Felsen Wasser hervorquellen ließ. Sondern sie sagt, daß er ganz allein in der Wüste im Angesichte Gottes stand, als dieser Israel vernichten wollte, und bat, mit den Söhnen seines Volkes ausgelöscht zu werden. Menschenliebe und Verbrechen stellte er vor Gott hin, indem er sprach: 'Vergib ihnen, oder streiche mich aus dem Buch, das du geschrieben hast.' Dies sprach der Sanftmütige! Gott aber zog es vor, denen zu vergeben, die gesündigt hatten, anstatt dem Moses ein Unrecht zu tun.« Von der Tugend der Sanftmut spricht auch Jesus, indem er von sich selbst sagt: »Lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen« (Mt 11,29).

Der geistliche Vater setzt sich von den ihm anvertrauten Menschen nicht ab, sondern sieht sich in ihren Dienst genommen; er mag nicht über sie urteilen, vielmehr wünscht er, mit allen gerettet zu

werden. Symeon der Neue Theologe erzählt hierzu: »Ich sah einen, der sich so eifrig um das Heil seiner Brüder kümmerte und dieses wünschte, daß er sehr oft unter Tränen aus seiner ganzen Seele zu dem menschenfreundlichen Gott betete, entweder er möge auch sie retten oder auch ihn mit ihnen verurteilen. Das tat er, weil er in seiner Einstellung der Nachfolge Gottes gar nicht wollte, daß er gerettet werde, wenn er dort von ihnen getrennt wäre.«

Die geistliche Vaterschaft hat aber auch ihre Grenzen. Eine davon ist die Grenze des Todes. André Louf schreibt hierzu: »Man kann im Leben nur einen Vater haben. Daran kann man geradezu erkennen, ob diese Beziehung echt war. Sie ist weder dazu bestimmt, ewig zu dauern, noch sich in gleicher Weise zu wiederholen. Es wäre auch ganz überflüssig, wenn diese Beziehung wahrhaft zu einer spirituellen Geburt geführt hat, zu dem entscheidenden Hinüberwechseln in das Leben mit Gott. Kommt der Tag, an dem dieser 'Vater' aus dem Blickfeld verschwindet, braucht man keinen anderen mehr zu suchen. Dann gilt es, Trauerarbeit zu leisten wie jedes Kind, das seinen Vater verliert, und einen neuen Anfang zu machen: aus der Erinnerung und einer heimlichen Liebe heraus weiterleben, aus dem Geist heraus, zu dessen Entdeckung in der Tiefe des eigenen Herzens einem dieser 'Vater' verholfen hat. Von nun an 'lehrt alles' (1 Joh 2,27) der Geist, und der genügt.«

Zusammenfassend läßt sich sagen: Nicht jeder wird die »geistliche Vaterschaft« im eigentlichen Sinn des Wortes erleben; es ist ein Geschenk, wenn sie einem zuteil wird. Gleichfalls darf keiner sich selber für einen solchen »Vater« halten, besonders dann nicht, wenn man mit dem jeweiligen Menschen befreundet ist. Es gibt aber viele Varianten der geistlichen Begleitung und der Vaterschaft, weil wir auf vielerlei Weise dazu berufen sind, anderen auf ihrem Glaubensweg »Vater« und »Mutter« zu sein.